

(Nachdruck verboten.)

12)

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweißel.

Marie begann zu weinen, er aber tröstete sie, indem er sie an sein früheres Wort erinnerte und trieb sie dann fort, den Lehrer zu rufen. Dieser mußte ihm in die Hand versprechen, daß er seine Gerätschaften und Bücher nach seinem Tode an Gottlieb Nehring ausliefern würde.

„Auch das Bett?“ fragte der Schulmeister und räusperte sich mit einem eben nicht freundlichen Seitenblicke auf Marie, als Lampe bejahte.

Nur seine Dienstöcke nahm Lampe aus. Dieselben gehörten in seinen Gedanken so eng zum Schulhause, daß er sie nicht davon trennen mochte. Auch hatte er dieselben schon lange seinem Nachfolger versprochen.

„Nun ist's abgetan,“ sagte er erschöpft, als der Schulmeister wieder gegangen war. Er lag still, während Marie mit rinnenden Tränen an seinem Bette stand. Die Abenddämmerung eines kurzen trüben Tages begann die Kammer zu verfinstern.

„Marie,“ nahm endlich der Alte mit kaum hörbarer Stimme das Wort, „hab' den Nehring lieb und laß nicht von ihm. Wie er auch redet und was er auch tut, er hat ein weiches Herz. Wenn Du ihn lieb hast, wird er lernen, daß die Menschen gut sind. Er hat manches liebe Mal sein Vesperbrot mit mir geteilt, und manchen Krug Bier hat er mir einschenken lassen. Auch Du bist gut zu mir gewesen, Marie, Gott wird es Euch beiden vergelten. Denkt an mich!“ Dann sagte er mit singendem Tone: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!“ aber schon das letzte Wort verlor sie in ein unverständliches Gemurmel. Und wieder nach einer Weile rief er mit größerer Lebhaftigkeit: „Ach! nun ist es wieder Frühling worden! — Wie die jungen Blätter rauschen —“

Marie beugte sich zu ihm. Sie sah seine hagern Finger auf der Bettdecke nach etwas greifen. — Er war tot.

Der letzte graue Schein des Tages dämmerte am Horizont unter schwarzen Schneewolken, als Marie, nach einem Vaterunser an der Leiche, das Haus verließ. Es war ein trauriges Licht und mit traurigen Gedanken an den Toten, dem sie die Augen zugeedrückt hatte, schritt sie gesenkten Hauptes zwischen überschneiten Hecken der Hauptstraße des Dorfes zu. Da rief es ihren Namen. Sie fuhr auf. Gottlieb stand vor ihr.

„Gottlieb! — Gottlieb!“ und sie lag an des Gefellen Brust. Sie hielten sich lange still umschlungen. Endlich fragte er, wo sie so spät herkäme? Sie sagte es ihm und erzählte, daß der alte Lampe tot sei.

„Ich wollt', ich wär' an seiner Stelle,“ murmelte Gottlieb.

Marie war es, als ob ihr ein Stein auf das Herz fiel. Sie war einer solchen Verzagtheit, wie dieser Wunsch berriet, von ihrem Bräutigam nicht gewohnt. Stumm gingen beide dem Wirtshause zu. Marie wurde es bänger und bänger; ihr fehlte der Mut, ihn nach dem Erfolg seiner Reise zu fragen. Nach einigen Schritten blieb er stehen und ihre Hand, die in der seinigen lag, fester fassend, sagte er mit gepreßter Stimme:

„Ich bin vergebens zuhause gewesen.“

Marie fühlte das Blut siedend zu Kopf steigen. Sie sah nichts mehr, sie schwankte auf ihren Füßen und wäre gefallen, wenn er sie nicht mit starkem Arm gehalten hätte. Es war keine Ohnmacht, in der sie an seiner Brust ruhte. Sie war bei vollkommenem Bewußtsein, nur war es Nacht vor ihren Augen, und sie hörte das Sieden ihres Blutes. Gottlieb sprach zu ihr und sie verstand jedes Wort, aber sie empfand jedes Wort wie einen Nadelstich im Ohr. Er bückte sich, indem er sie immer festhielt, so gut er konnte, um Schnee von der Straße aufzuheben, mit dem er ihr die Schläfen und die Stirn rieb. Sie senfte und sie richtete sich auf. „Mir ist besser,“ flüsterte sie kaum hörbar. Er führte sie langsam weiter den Berg hinan. Plötzlich blieb

sie stehen und die Hände gegen ihr Gesicht pressend, brach sie in ein lautes und leidenschaftliches Schluchzen aus, das ihm die Seele zerriß.

„Ich sollte nachweisen, daß ich Dich daheim ernähren könnt', dann wollten sie den Konsens geben,“ stöhnte er. „Wie könnt' ich das in dem kleinen Dorf?“

Marie sagte kein Wort und er wußte nichts, um sie zu trösten. Er hatte auf der Rückreise immer an den Augenblick gedacht, wo er es ihr würde gestehen müssen, daß es für sie beide keine Hoffnung mehr auf Glück gebe. Er hatte in seinem Leben vor nichts gezaagt, aber er hatte vor diesem Augenblick mehr und mehr gezittert, je näher er Altenbach und dann Rothenburg gekommen war. Er hatte sich ihre erste Begegnung sehr schwer und schmerzlich gedacht, aber nicht so schwer, nicht so qualvoll, wie Mariens Wortlosigkeit, ihr Weinen jetzt an seinem Herzen riß und nagte. Er vermochte nur wiederholt ihren Namen zu murmeln.

Marie ward allmählich ruhiger. Sie standen vor dem Wirtshause. Er reichte ihr die Hand zum Abschied.

„Geh' nicht!“ brachte sie mühsam hervor. Es waren ihre ersten Worte, seitdem sie das Urteil über ihre Zukunft vernommen hatte. „Ich sterb', wenn Du mich jetzt allein läßt.“

Er folgte ihr durch die Hintertür in die Küche, wo ein helles Feuer auf dem Herd brannte. Es war niemand dort.

„Aus!“ stöhnte Marie und die Hände ineinander verflechtend, fiel sie auf einen Schemel neben dem Herd. Sie starrte vor sich auf den Boden; ihre Augen aber waren trocken. Gottlieb stand vor ihr, die Hände auf seinen Stock gestützt und betrachtete traurig diejenige, die er nie die Seinige nennen sollte. Er hatte noch seinen Reisefack von gestreifter Leinwand auf dem Rücken, denn er war durch Altenbach ohne Aufenthalt hindurchgeschritten.

„So ist denn wirklich alles zu Ende?“ fragte Marie endlich mit einem Tone des tiefsten Jammers, indem sie die Blide zu Gottlieb aufhob.

„Ich werd' Dich immer lieb haben wie meine Seel“, Marie,“ entgegnete er mit einem tiefen Atemzuge.

Sie schauten einander an und in ihren Blicken lag es, wie elend sie sich beide fühlten. Unwillkürlich reichten sich beide die Hand und hielten sich fast krampfhaft fest.

Erst jetzt bemerkte Marie wie eingefallen Gottliebs Wangen waren, wie tief seine dunkeln Augen in ihren Höhlen lagen. Das Mitleid mit ihm entriß sie dem Gefühl ihres eigenen Unglücks. Die Hoffnungslosigkeit und das Ungemach der Reise waren seinem Gesicht in tiefen Zeichen eingepreßt. Er hatte auch den Rückweg zu Fuß gemacht, allein nicht aus Sparsamkeit, wie die Heimreise. Es wurde ja aus seiner Verbindung mit Marie nichts, und er war auch wirklich willens gewesen, die Eisenbahn zu benutzen. Aber er hatte es in dem Wagen nur eine kurze Zeit ausgehalten. Es war ihm unmöglich, so still dazusitzen, denn die Gedanken an seine zerstörten Hoffnungen, an Marie, wurden dabei nur qualvoller. So war er schon auf der zweiten Haltestelle wieder ausgestiegen.

Er erzählte von der Reise, von der Heimat, von den Seinigen. Es war ihm wohl, daß er von etwas sprechen konnte, das ihr Elend nicht betraf, und Marie hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu, fragte auch dieses und jenes. Aber sie betrogen sich beide und sie wußten, daß sie es taten. Sie wußten, daß sie keinen Teil an dem nahmen, wovon sie sprachen; sie hatten beide ein dumpfes, kaltes Gefühl in der Seele, vor dem sie sich fürchteten, weil es sie zermalmen mußte, wenn sie schmeigeln oder dachten.

Marie überflog es dabei zuweilen wie ein Fieberfrost und in ihren Augen bligte die Angst vor dem auf, was sie nicht zu denken wagte.

In dem Schlot heulte der Wind, welcher draußen den Schnee in wilden Wirbel vor sich her tanzen ließ.

Petermann trat in die Küche. Ein Blick auf die Brautleute sagte ihm, wie die Sachen standen, und er entfernte sich gleich wieder, indem er den Gefellen aufforderte, ruhig sitzen zu bleiben.

Gottlieb hatte seine Erlebnisse berichtet, und das Gespräch geriet ins Stocken.

Aber er blieb; denn ihm bangte davor, Marie allein zu lassen. Er wußte, wie es ihm gewesen war in der ersten Nacht, nachdem sich ihr beider Geschick entschieden hatte.

„Und der alte Lampe ist nun auch tot!“ fuhr Marie plötzlich aus ihrem Schweigen empor. Sie sagte es, um das eingetretene Schweigen zu unterbrechen, allein in dem Tone verriet sich die ganze Trostlosigkeit ihres Zustandes.

„Ach begreif's nicht,“ äußerte Gottlieb, „wie er es hat so ruhig tragen können, das schwere Unrecht, was ihm die Menschen angetan haben. Der Mensch ist auch nur ein Mensch, und wenn alles auf ihn loshämmert —“ Er seufzte tief auf. Dann sagte er: „Mir ist's, als wenn ich an Händen und Füßen gebunden wär', daß ich mich nicht wehren kann.“

„Heilige Mutter Gottes, womit haben wir denn das verdient?“ heulte Marie.

„Weil wir arm sind,“ entgegnete Gottlieb finster, indem er aufstand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Trauung mit Hindernissen.

Der Hof des Gefängnisses für politische Verbannte zu Jenissej war ganz mit Gras bewachsen. Er war so groß, daß man bequem darauf ein Paar Ziegen den ganzen Sommer über hätte weiden lassen können. Merkwürdigerweise kam keiner der Gefängnisaufseher auf den Gedanken, diese bequeme Gelegenheit der Viehzucht dienstbar zu machen. Das war auffallend, denn es harmonierte nicht mit der sonstigen verlotterten Wirtschaft, die in diesem sibirischen Gefängnis herrschte.

Die kleine Aufentreppe, die zu unseren Zellen führte, war während eines Zusammenstoßes zwischen den Gefangenen und der Gefängnisverwaltung abgebrochen worden. Seitdem wurde sie nicht mehr aufgerichtet. Die paar Schwellen und Bretter wurden nur lose übereinander geworfen. Ueber diesen primitiven Bau kletterten wir, um in die Zellen zu gelangen. Wir hatten ihrer zwei. Da mit uns zwei Genossinnen waren, so räumten wir diesen die kleinere Zelle ein und blieben selbst, sieben Mann stark, in der anderen.

Betten gab es, selbstverständlich, keine. Holzspitzigen dienten uns als Lagerstätte. Der Boden voll unsäglichen Schmutzes. In den Fenstern mehrere Scheiben zerbrochen, die dem sibirischen Herbstwind freien Zutritt gewährten. An den Wänden mit abgebröckeltem Stuck und an dem mächtigen Ofen mit vorstehenden Ziegelsteinen zahlreiche Inschriften, die von Verbannten herrührten, die vor uns hier waren. Meistens eine Aufzählung der Namen mit kurzer Notiz: Passiert am . . . nach . . . Aber auch andere, wie: Hoch die Sozialdemokratie! Hoch das Proletariat!

An einer Stelle war zu lesen in Riesenlettern:

Homo homini lupus est.

Ein Mensch dem anderen ein reißender Wolf? Seltsam mutete das an dieser Stelle an, wo es nur noch geächtete und gehetzte Menschen gab.

Tags über waren wir beisammen und durften uns auch im Hofe frei bewegen. Für die Nacht wurden wir mit einem mächtigen Riegel der schweren Tür eingesperrt.

Wir waren recht munter, und wenn es auch der Umgebung an heiteren Stimmungen fehlte, so suchten wir diesen Mangel durch eine übermüthige Laune zu ersetzen.

Wir waren alle nach Turuchansk! bestimmt, einer Anstiedelung hart am Polarkreis; mit Ausnahme einer Genossin, die ins Angaragebiet sollte. Dieses letztere war zwar nicht so weit im Nordosten Sibiriens, unsere Genossin befand sich aber insofern schlimmer dran, als es im Angaragebiet noch sehr wenig politische Verbannte gab und darunter, soviel wir wußten, keine einzige Frau; sie hätte deshalb die mehrwöchige Fahrt von Jenissej! aus allein in Gesellschaft von Kriminalverbannten machen müssen und bei der Einrichtung am Verbannungsort die größten Schwierigkeiten zu bestehen gehabt. Aus diesen Gründen hatte sie den lebhaften Wunsch, sich nach Turuchansk! versetzen zu lassen, um mit uns zusammen zu bleiben. Eine solche Versetzung, wenn auch nach einem entfernteren Orte, war aber nur für Ehefrauen zu erreichen, die ihren Männern folgen wollten. Was war da zu tun?

— Na, dann lassen Sie sich doch mit jemand von uns trauen!

— Von mir aus!

Unsere Olga St., ein lustiges Kind von 19 Jahren, war auch sonst für eine Sache schon halb gewonnen, wenn es sich um einen Schabernack handelte. Ueberdies sind ja siltive Heiraten unter den russischen Revolutionären, die durch die politische Verfolgung außerhalb der sozialen Ordnung gesetzt werden, nichts Seltenes. Auch diesmal handelte es sich nur darum, die Heirat vorzutauschen. War erst die Trauung vorbei, so konnte jeder seiner Wege gehen, aber das formale Hindernis, den Verbannungsort zu wechseln, war beseitigt. Allerdings dürfte sich in dem ehelichen und hoch moralischen Würgertum ein junges Mädchen einem Manne nicht in solcher Weise anvertrauen, da er von den Rechten, die ihm die Trauung gibt, leicht Mißbrauch machen könnte, aber unter den russischen

Revolutionären ist eine solche ehelose Handlung vollkommen ausgeschlossen.

Von der Gefängnisverwaltung wurde die Erlaubnis erwirkt und für den nächsten Tag abends 6 Uhr in der Gefängniskirche wurde die Trauung angelegt.

Das gab nun unerschöpflichen Stoff zu Redereien.

Braut und Bräutigam wurden bald hartnäckig von einander getrennt, bald wieder enifernte sich demonstrativ die ganze Gesellschaft, um „die jungen Leute allein zu lassen“. Jeder im besonderen — im größten Vertrauen — und beide zusammen wurden sie über die Pflichten der Familie und der Haushaltung belehrt. Vorträge wurden gehalten über den Zweck der Familie, das Glück der Familie, die Zukunft der Familie.

Am nächsten Tage erkundigte man sich so eindringlich, so voll Teilnahme nach dem Befinden von Braut und Bräutigam, daß mancher von der resoluten Olga St. einen energischen Klaps auf den frechen Mund bekommen hat. Schließlich erklärte der Bräutigam, er werde Streik, Boykott und Obstruktion treiben, wenn man ihn nicht in Ruhe lasse. Damit war nun nicht zu spaßen.

— Kinder, aus Anlaß des Hochzeitsfestes müssen wir uns Bier verschaffen!

Wir wandten uns an den Gefängnisinspektor.

— Herr Inspektor! Sie wissen, heute wird in unserer Mitte eine Hochzeit gefeiert. Aus diesem Anlaß bitten wir Sie um die Erlaubnis, uns 6 Flaschen Bier kommen zu lassen.

— Unmöglich! Das ist streng verboten.

— Herr Inspektor! Die Hochzeit ist im bürgerlichen Leben ein feierlicher Akt. Sie wird von großen Festlichkeiten begleitet. Man kommt in Equipagen herangefahren, man tanzt und jubiliert. Und da gönnen Sie uns nicht einmal etliche Flaschen Bier?

Bedenken Sie es auch — Sie wissen es ja, Sie sind selbst verheiratet — es ist ein gewagter Schritt. Wie oft geschieht's: Der Jüngling zieht mit einem Engel aus, um das Himmelreich zu erlangen, und wie er sich umsieht, sieht er mit einer Gans im Stalle. Darum gehört es sich, daß der Bräutigam sich Mut antrinkt.

— Und die Braut erst recht — trinkt Olga St. dazwischen.

— Sehen Sie, wie es ihr zu Mute ist? Um so mehr Bier brauchen wir.

— Von Bier keine Rede — entscheidet der Inspektor. Eine Flasche Schnaps dürft Ihr Euch kaufen, doch wird sie Euch erst nach der Trauung verabfolgt.

Nun warteten wir auf den feierlichen Augenblick. Schon teilte uns der Aufseher mit, daß in der Kirche alles gerichtet sei, die Kerzen seien auch da und alles, was zu der großen Zeremonie gehöre. Man warte nur noch auf den Geistlichen.

Es wurde sechs und später. Der Geistliche kam noch immer nicht.

Was war denn das? Woran mochte es nur liegen? Die Gefängnisverwaltung selbst war ratlos. Schließlich wurde ein Gefängnisaufseher dem Geistlichen ins Haus geschickt.

Nach einer halben Stunde kehrte er zurück und trat vor uns mit einem verschmigten Lächeln.

— Väterchen kommt nicht.

— Rann, warum? — Wir stürmten von allen Seiten auf den Aufseher los.

— Väterchen kann nicht kommen.

— Aber er hat doch selbst die Stunde angelegt. Es ist alles gerichtet. Wir warten nur auf ihn.

— Väterchen sind nämlich — der Aufseher grinste — betrunken!

— Ach was! Das ist uns egal. Er soll nur herkommen. Mit vereinter Kräfte bringen wir die Geschichte schon zustande.

— Geht nicht! Er ist nicht vom Fleck zu bringen. Total besoffen!

Da hatten wir nun die Bescherung! Die Sache war dringend, da wir am anderen Tag unsere weitere Etappenfahrt anzutreten hatten. Aber es gelang uns an diesem Abend nicht und auch nicht am nächsten Morgen, den Gefängnisgeistlichen in einen gebrauchsfähigen Zustand zu bringen. Schließlich willigte die Gefängnisverwaltung ein, daß wir uns an den Geistlichen der anderen Pfarrei, an den Popen Iwan wenden durften.

Pope Iwan kam. Eine gewaltige Figur mit blutstrotzendem Gesicht und lachenden Schweißaugen. Mit einer donnernden Bassstimme rief er uns schon an der Türschwelle zu:

— Was gib't's! 'Re Trauung? Machen wir im Handumdrehen. Ho—ho—ho!

— Hochwürden! Sie sind der richtige Mann! Nun bitten wir aber, zu bedenken, daß bereits das Convoi auf uns wartet, um uns weiter zu bringen. Also beeilen wir uns.

— Ja . . . aber . . . wo ist denn Pope Alexander, ihm gehört diese Pfarrei, das ist seine Sache. He?

Pope Iwan stellte sich in Positur und stemmte die Arme in die Seiten. Die herkulische Gestalt in der langen Sutane sah großartig aus.

— Hochwürden! Es war schon alles zur Trauung vorbereitet. Aber Pater Alexander kam nicht. Er war nämlich und ist noch immer — ich senkte die Stimme bis zum vertraulichen Flüstern — vollkommen betrunken.

— Her mit dem Popen Alexander! — donnerte der Niese: Pope Alexander muß trauen!

— Pater Iwan, sehen Sie sich doch die Dinge an. Hier Braut — Bräutigam! Sie sehnen sich nacheinander (Olga St. zupft mich am Arme), wollen sich für das ganze Leben verbinden. Und wenn sie

heute nicht getraut werden, geht er nach Turuchansk, sie nach Ungara. Gott weiß, wann sie sich dann wiedersehen. Was wird da aus dem hohen Sacrament der Ehe? Sie reißen den Ehemann von seiner Ehegattin und Sie haben sie doch als Priester zusammenzubringen.

Bedenken Sie auch, die jungen Leute glaubten ja schon gestern, daß sie getraut werden. Sie können sich denken, wie ihnen zu Mute war und zu Mute ist. Die große Sehnsucht — und die Enttäuschung. (Olga St. kneift zornig die Lippen zusammen.) Schon war der Kelch an der Lippe Mand, des Schicksals Lücke schlug ihn aus der Hand! Der Bräutigam ist ganz verdüstert und trübselig, er ist der Verzweiflung nahe. Die Braut (ich bekomme einen Rippenstoß!) — na ja, ein verschämtes Frauenzimmer, sie will es sich nicht anmerken lassen! Aber wir sehen es, wir, ihre Freunde, wir haben Mitgefühl und Verständnis für ihre Leiden. Kurz, Sie können es sich schon denken.

Pater Iwan, wir haben es Ihnen gleich angesehen: Sie haben das Herz am rechten Fleck, und Sie sind ein energischer Mensch! Was soll denn da noch lange gefackelt werden! Um Sie es, Väterchen, und noch die Kindeskinde dieses Ehepaars werden Sie segnen. (Methodisch und beharrlich tritt mir Olga St. auf den rechten Fuß, auf dem sie ein Hühnerauge vermutet!)

— Muß mich noch mit dem Diakon besprechen, erklärt jetzt Pope Iwan; jedoch, heute, am Vorabend eines Feiertages geht's auf keinen Fall!

Kein Zureden half. Schließlich wurde von der Gefängnisverwaltung bestimmt, daß Braut und Bräutigam bis zum nächsten Morgen noch da bleiben sollten. Mit dem Pope Iwan wurde ausgemacht, daß etwa um 7 Uhr früh die Trauung stattfände. Gleich darauf sollte das Ehepaar wieder expediert werden, um uns auf der nächsten Etappe einzuholen.

Wir haben uns aber nicht mehr wiedergesehen. Denn wir anderen entwichen noch in der gleichen Nacht unserem Convoi und flüchteten aus Sibirien. Von Genossen erfuhren wir, daß die Trauung am nächsten Morgen vollzogen wurde und daß die beiden nach Turuchansk expediert wurden. Olga St. hat ihren Wunsch erreicht.

Pv.

Kleines feuilleton.

Der deutsche Garten. Von der Mannheimer Jubiläumsausstellung, die am Freitag, den 31. Mai, dem 300jährigen Gründungstag der Stadt, mit den üblichen Festlichkeiten beging, wird uns geschrieben:

Die Ausstellung hat ein neues Gewand erhalten. Prächtige Frührosen, Pelargonien neuester Zucht, die wundervolle Farbenspiele bereiten, Päonien, Rhododendron, Philodendron und rofablühende Tamarixstauden weben neue Blütenesschirme, in denen sich die ungebändigte Triebkraft jungfräulichen Maiwuchses edel und rechtschaffen verkörpert. Mächtig läßt sich das Bild, das die verschiedenen Stützgärten geben sollen. Man wandert darin umher, süßt sich dann und wann angeregt und unterhalten, verbirgt ebenso oft ein Lächeln und fragt sich, ob selbst bei genauester Berechnung der Raumverhältnisse auf die Wirkung, bei all der Arbeit der Professoren der deutsche Garten geschaffen sei, den wir erträumen. Man erinnert sich an eine Arbeit, die kein geringerer als F. v. Schiller 1795 geschrieben hat und in der es u. a. heißt:

„Ungewis, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen sollte, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch die Architektur die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinsamen Körvernatur ihre Macht betweisen konnte. Er mußte sein schönes selbständiges Leben für ein geistloses Ebenmaß und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrwege kam die Gartenkunst in neueren Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf den entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekten flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plögllich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Lizenz und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gezeig empfangen. . . . Soll die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen und wie ihre anderen Schwestern zu bestimmen und belebenden Grenzen gelangen, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will. . . . Es wird sich wahrscheinlich ein guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der geflochtenen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der auch allen Anforderungen des Landwirts entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen. . . .“

In diesem Sinne hat auch die Mannheimer Ausstellung die

Gartenbaufrage nicht gelöst. Weder die Rosarien-Prunkgärten von Professor Länger-Karlsruhe, die sich in ihrer Gliederung und Linienführung den Architekturen der Umgebung anpassen und mit ihrer harmonischen Farbenverteilung noch einen ruhigen Gesamteindruck erzeugen, noch der von Gebrüder Stiesmayer-Frankfurt angelegte Schmudhof-Garten mit seinen einfachen geradlinigen Motiven; weder der Sondergarten des Gartenarchitekten Drabe-Mannheim mit seinen Prachtbeeten, noch die Gartenanlage von Professor Schulze-Naumburg, die als bürgerlicher Hausgarten gedacht ist, weder die Piergärten von Prof. Billing-Karlsruhe, noch der Sondergarten der Gebr. Nöthe-Vonn können diese Erkenntnis verwischen. Sie sind eigenartig, zum Teil mehr interessant als schön, aber sie können nicht verleugnen, daß gekünstelt worden ist. Zweifellos, man hat allenthalben die Unnatur vermieden, die Schönheit gesucht, die Wirkung erklügelt, den Eindruck berechnet, man hat das malerische Gesamtbild der Landschaft ebenso erstrebt, wie man die Detailarbeit und die Einzelarrangements betont hat, man hat sich an alte und fremdländische Stile angelehnt und anderwärts von ihm sich freigemacht, hat nicht mit wirksamen Figuren, Postamenten und Büsten gespart und manche überraschende Wirkung, manchen herrlichen Effekt erzielt. Wo man die immer anmutenden Wasserstümpel und -teiche, Kaskaden und Sprudel zur Erhöhung des Eindrucks benützt hat, ist man sogar der Vollkommenheit der Gartenkunst in erfreulicher Weise nahegekommen. Aber das wahrhaft Ideale ist nicht erreicht worden.

Man betrachte sich dagegen die Schwarzwalddlandschaft, in der man mit großem Geschick ein Stück unberührter Natur nachzuschaffen versucht hat. Wie erfrischend, wie bezaubernd, wie überwältigend ist da die Wirkung! Ueber die Felspartieen klettert die blühenden Steinbrecharten, blauer Enzian guckt aus dem Winkel, die einheimischen Orchideen zeigen ihre wunderliche Blume, unter kräftigen Koniferen fühlen sich saftige Farnkräuter wohl, hunder Akelei und gelbes Schöllkraut blühen auf, als müßten sie just da wurzeln, nicht als seien sie erst nach langer Berechnung dahin gepflanzt! Zwischendurch schüttet ein Nöhbrunnen seine Wasser, und am Bache sprosser die Wasser- und Sumpflilien mit derselben utwüchsiggen Natürlichkeit, mit der die Hungerkünstler der Familie Mauerpfeffer nebst verwandter Sippe über die fahlen Steinfelsen klettert.

Das ist Natur! An ihr wird einem klar, was den Kunstgärten fehlt. Aber die Ausstellung ist trotzdem bedeutsam und wichtig. Sie enthält nahezu alles, was eine Gartenbauausstellung überhaupt zu bieten vermag.

Theater.

Münchener Theater. Nach der Uraufführung von „Meros“ von Wilhelm v. Scholz im Münchener Hoftheater ließ sich trotz des lauten Beifalls, der schon nach dem ersten Akte mit auffallendem Lärm einsetzte, nur ein Achtungserfolg konstatieren. Die mythische Verstragödie kommt über das übliche Schema der deklamierenden Epigondramen nicht hinaus, in denen mit einem großen Apparat pomphafter Knechtschaften der große Stil erreicht werden soll. Meros ist eine vorgeschichtliche Königin, die im Kampfe zwischen Gatten- und Sohnesliebe zur Mörderin des Gatten wird. Prinz Hieram gilt dem alten König als Empörer, weil er es mit den Priestern hält, und darum soll er sterben. Diese Härte zerfleischt Meros das Herz und so würtzt sie dem König — der vom Autor der Priesterhaft als kriegerischer Gegenpol entgegengestellt ist — den Todesstrahl. Nachdem durch diese Heldentat der Mutter Prinz Hieram das Leben und der Thron wiedergegeben ist, sühnt sie den Gattenmord durch den ebenso plögllichen wie schönen Theatertod des Selbsterdöckens. Prinz Hieram aber hält es fortan weder mit den Priestern noch mit den Kriegern in einseitiger Verblendung, in der er sich seinem Vater entfremdete, sondern wird weise abwägend in Gerechtigkeit herrschen. Das Stück konnte schon durch seine Konfliktzerpflitterung kein Gipfelwerk werden. In Meros sollte wohl eine der tragischen Gestalten erstehen, wie sie durch unsere klassischen Meisterwerke schreiten. Aber der menschliche Konflikt der Gattin und Mutter wurde vom Autor mit den Rebenkemen „Väter und Söhne“, „Krieger und Priester“ abschwächend verquidt und durch den vorgeschichtlichen Hintergrund künstlich aufgeblasen. Durch Throne und Könige allein wird ein Stück nicht majestätischer, die wirkliche Krone der Kunst vermochte v. Scholz seinen Gestalten trotz aller feierlichen Klüftung der Worte, des Milieus und der Begebenheiten nicht aufzusetzen. m.

Kunst.

Im Kupferstichkabinett, das im Alten Museum seine neuen Räume bezogen hat, ist als Eröffnung die neue Sammlung von Steindrucken, Zeichnungen und Radierungen Goya's aufgestellt. Es ist dies eine der besten Sammlungen von Arbeiten dieses interessanten Spaniers vom Ende des 18. und Anfange des 19. Jahrhunderts, in dessen Werk künstlerische Revolution sich bemerkbar macht. Man kann die kulturelle Bedeutung von der künstlerischen in Goya nicht trennen. Sie gehört zu seinem Wilde, sie gibt ihm erst seinen Charakter. Gerade diese Mischung raffiniertester Kunst mit sozialer Satire ist frappant. Goya war in eine schlimme Zeit hineingeworfen. Auf dem Thron saß ein unfähiger König, der Nachfolger Karls III., der versucht hatte, Ordnung in die Zerrüttung zu bringen. Am Hofe herrschte Marie Luise mit ihren Günstlingen. Der Klerus gewann wieder an Ansehen. So war das mühevollste Werk des Vorgängers bald zerstört

Sprachwissenschaftliches.

und der Hof bot das Bild einer Verderbnis, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann. Während aber in Frankreich die Revolution vor sich geht, verbleibt das spanische Volk in dumpfer Ruhe. In diese Zeit war Goya hineingestellt. Er kämpfte gegen die Invasiön der fremdländischen Kunst, gegen Koloro und Klassizismus. Und dieser scharfe Blick für das Gegenwärtige, das er sich als Vorbild nahm, lehrte ihn auch, die Verderbnis der Kultur im allgemeinen, die ihn umgab, mit kritischen Augen zu betrachten. Er wurde Hofmaler. Aber das hinderte ihn nicht, die schlimmen Zustände, die Greuel des Bürgerkrieges, die Grausamkeiten der Herrschenden, die Inquisition, die Anmaßungen und Vergewaltigungen des verduminten und habgierigen Klerus, scharf zu kennzeichnen. Er tat das aus einem künstlerischen Wahrhaftigkeitsinstinkt heraus. Und das Fähe, Reflexionslose, mit dem er gleichsam Momentbilder der ihn umgebenden Kultur fixierte, stimmt mit dem Temperament seiner Klasse überein, der das Leidenschaftliche, Grelle eigen war. So darf man bei ihm nicht ein überlegtes Programm erwarten. Lebendiges Empfinden durchzuckt ihn; ihm gibt er Ausdruck. Er folgt, als Künstler, dem Moment, dem er wahrhaftige Gestaltung gibt.

Das Künstlerische tritt in der Technik zutage. Man sehe sich die Steindrücke genau an, die ganz aufs Malerische angelegt sind und doch das Charakteristische markant herausheben. Stierlampfjenen sind in dieser Weise dargestellt. Welch einzigartige Reize holt Goya aus dem Steindruck heraus! Das sieht man speziell bei dem „Meberfall“. Ein Weib, das von einem Manne vergewaltigt werden soll. Wie ist da die helle Fläche des Papiers mitbenutzt, so daß nur vorn ein paar dunkle Flecke die beiden ringenden Gestalten malerisch zu einer Einheit verschmelzen. Dieselbe Art der Technik finden wir in einigen Zeichnungen, in denen mit ein paar breiten Tuschpen die malerische Erscheinung einer Gruppe, eines Hintergrundes gegeben ist. Goya ist in der Hauptsache Maler, er geht aus Lüne, in Gegenstände von hell und dunkel aus. Vorzüglich sind seine Aquatintablätter, auf denen vor einem schwarzbraunen Hintergrunde sich die mittlere Szene in hellerem Mattbraun aufbaut, während vorn die Gestalten in grellen Messern scharf, phantastisch aufblitzen. Dann aber nimmt Goya auch die Linie zu Hilfe. Und hier muß man speziell beachten, wie er die Physiognomien als Mittel benützt, diese tierisch rohen Gesichter, in denen er alles verhöhnt, was Ansehen und Ehre heißen will, die Geldgier der Pfaffen, die Macht der Herrschenden, die Torheit der Wissenschaftler. Mit einem geradezu dämonischen Lachen legt er all das hinweg. Die Erde wird ein Tummelplatz niederster Lüste, roher Grausamkeiten. Goya zerstört, er setzt nichts an seine Stelle, man müßte denn dieses tiefe Gefühl, das ihm die Kraft zum wütendsten Hohn gibt, als das Positive, Neue bezeichnen.

So wechselt seine Technik, ist bald malerisch-fleckig, bald linear; bald benützt er die ganze Fläche, bald läßt er aus dunklem Hintergrunde die Phantastik aufblitzen, bald läßt er die Fläche weiß, um nur ganz sparsam Tuschpen oder Strichfäden zusammenzusetzen. Immer aber ist er gewandt und erreicht seine Wirkung.

Goya hat verschiedene Zyklen geschaffen. Die einzelnen Blätter sind mit Unterschriften versehen, die manchmal noch schwer zu verstehen sind. Auch darin ist oft schon versteckter Hohn.

Capricios (Capricios, Einfälle) nennt er solch eine Folge. Ein Mensch mit Stielkopf sitzt bei einem Kranken, der im Bett liegt, fühlt ihm den Puls; Unterschrift: Woran wird er sterben? Dann: Am Salgen baumelt ein Gedankenker. Eine spanische Schönheit bricht mit abgewandtem Gesicht und schauernd dem Toten die Zähne aus; Unterschrift: Auf der Jagd nach Zähnen.

Ein anderer Zyklus heißt „Desastros“ (Verheerungen). Die Blätter schildern die Schreden des Krieges in diabolischer Weise. Ein Haufen übereinanderstürzende, nackte Leichname; Unterschrift: Seid ihr dazu geboren? Auf einem anderen Blatte ringen Männer und Weiber miteinander wie wilde Tiere. Dann wieder ein Haufen Leichen; junge Leute, dabei steht ein altes Paar; Unterschrift: Begraben und schweigen! Leichenräuber ziehen die Toten bis aufs Hemde aus; Unterschrift: Sie machen's sich zumute. Ein Haufen Weiber in Todesangst wie ein Knäuel sich zusammenballend, von rechts nahen vorgestreckte Speere; Unterschrift: Das ist nicht mehr anzusehen.

Schillerne Szenen sind das voll graufigsten Humors. Aber immer bleibt das Künstlerische noch beherrschend bestehen. Auf eine kleine Fläche ist eine Fülle von Licht und Schatten gedammt. Gesicht und Gestalt dienen in ihren grotesken Erscheinungen als Mittel. Diese Freiheit, die ins Phantastische einmündet, wird noch deutlicher in den Blättern, auf denen Goya Traumbildern darstellt. Menschen fliegen da mit Fledermausflügeln in der Luft; auf einem breiten Ast sitzen alte Weiber und Männer; ein blinder Sänger gröhlt und ein Mann sitzt auf einer Schaukel. Hier sind Realität und Phantasie zu Gebilden von seltsamer Eindringlichkeit verbunden.

Wenn man fragt, ob Goya für die moderne Zeit noch Bedeutung hat, so muß man einmal hinweisen auf das scharfe, sozialkritische Moment, das den Inhalt seines Werkes bildet, dann auf die Feinheit der technischen Behandlung, von der Ringer viel gelernt hat. Auch der moderne Holzchnitt hat von hier Anregungen entnommen. Goya steht in der Mitte zwischen alter und neuer Kunst, und er gilt als erster moderner Künstler, eben durch die psychologische Vertiefung seiner Motive.

Verantwortl. Redakteur: Hans Weber, Berlin. — Druck u. Verlag:

Ueber die Bedeutung der Namen Berlin und Köln (a. d. Spree) schreibt J. Hoffmann in der „Naturwissensch. Wochenschrift“: Bei der Erklärung des Wortes Berlin dürfte davon auszugehen sein, daß dieses Wort nicht bloß zur Bezeichnung von Städten, sondern auch Seen und Plätzen gebraucht wird. Es gibt bei Wittstock zwei Seen, welche der große und der kleine Berlin heißen, in Halle zwei Plätze, die diese Namen führen (vergleiche Dr. Killisch, Berlin, der Name der deutschen Kaiserstadt S. 8 u. 9). Auch wird daher Berlin in alten Urkunden öfters „der Berlin“ genannt (1392 wird geschrieben „An die vier Gewerke und die ganze Gemeinheit zu dem Berlin“). Ich bin deshalb auf den Gedanken gekommen, daß der Name Berlin mit dem Namen Warbelin oder Werbelin identisch und aus diesem Namen durch Metathesis entstanden sein könnte. Bekannt ist ja der Werbellinsee und das an diesem See liegende Dorf gleichen Namens und die Stadt Fehrbellin, die noch im Jahre 1217 urkundlich Warbelin heißt. Daß nun Werbelin oder Warbelin mit dem wendischen Wort für die Weide, das wrba heißt (der zwischen w und r liegende Vokal schwant zwischen a und e und hat überdies ein leises j vor sich, weshalb das Wort auch oft wjerba oder warba geschrieben wird) zusammenhängt, ist wohl als sicher anzunehmen. Daß nun aber aus dem wendischen Werbin sehr leicht Berlin im deutschen Munde werden konnte, dafür sprechen viele Analogien. Wie aus dem mons Bofegns die Vögelin wurden, so konnte aus dem wrbin das bequemere zu sprechende Berlin werden. Wurde doch aus dem serba (rela) — dem sorbischen Fluß — durch Metathesis (Umstellung) Sbr(e)ha, unsere Spree. Der Sorbenfluß hieß die Spree, weil das Volk, welches der Deutsche die Wenden nannte und heute noch nennt, sich selbst die Sorben nannte und heute noch nennt. Für diese Ableitung des Namens Berlin aus Werbin spricht aber auch noch der Umstand, daß das Ländchen Vellin — sein Hauptort ist Fehrbellin, weshalb der Name dieser Stadt auch als „Fähre im Lande Vellin“ erklärt worden ist — noch heute seinem Namen Ehre machen würde durch die Fülle seiner Weidenbäume, wenn auch „Vellin“ nur eine Zurechtmachung des wendischen Wortes wrbin wäre. Endlich sei darauf hingewiesen, daß die heutigen Wenden unsere und ihre Hauptstadt nicht Berlin, sondern Darlin nennen. Ist also die Deutung „Weiden“ richtig, dann träte hier wieder wie in dem für Fehrbellin bezeugten „Warbelin“ das a in wrba (warba) hervor.

Da Köln, wie wohl jetzt allgemein anerkannt ist, nichts anderes als „Pfahlbau“ bedeutet (Kölnna heißt noch heute jedes Haus im Spreewald, da es auf Pfählen steht (sol der Pfahl, soll Pfählchen, Schandpfahl am alten Berliner Rathaus), so wird Berlin seinen Namen vielleicht schon von dem im Spreetal sich in der Urzeit ansiedelnden wendischen Pfahlbauern erhalten haben.

Humoristisches.

— Der G'scheitere. „Da heißt's immer, daß dem Forstmeister sein Hund so g'scheit ist! Den könnt' man mit dem größten Lederbissen allein lassen — er rühret' nichts an! . . . Da is mein Wald doch viel g'scheiter! Der freiset' in an' solchen Fall alles auf!“

— Ein Zeitkind. Onkel (in der Kunstausstellung vor dem Gemälde „Adam und Eva“ zu seiner Keinen Nichte): „Weißt Du denn auch schon, mein Kind, wer diese beiden Menschen hier sind?“

— Elschen: „O ja! Das ist ein Papa und eine Mama — die nehmen ein „Luftbad“ und gebrauchen eine „Obstkur!“

— Von der Sekundärbahn. „Run, heut' ohne Ver-spätung!“ — „Ja, ein Lausbub' ist vor dem Zug hergelaufen und hat dem Lokomotivführer alleweil a' lange Ras'n gemacht!“
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Die Berliner Universität zählt in diesem Sommer 6400 eingeschriebene Studenten, 73 weniger als im Vorjahre. Die Liebedienerei vor dem Parentum kommt auch in dieser Anstalt, die doch nur den Wissenschaften dienen sollte, zu Worte. Es sind nur 300 Russen zugelassen (163 weniger als im Sommer 1906 und 112 weniger als im letzten Winter). Als Gasthörer sind 427 Männer und 438 Frauen zugelassen (389 Frauen im Sommer 1906).

— Das konfiszirte Wien. Herrmann Vahrs Buch über „Wien“ wurde in Wien konfiszirt. Die untertänigste Vorsicht des deutschen Verlegers, der den österreichischen Staatsanwalt vor Herausgabe des Buches um eine Zensur angegangen war, hat also nicht einmal genützt.

— Die Villa Falconieri in Frascati bei Rom, ein herrlich gelegener kleiner Landsitz, wurde von einem deutschen Bankier dem Kaiser geschenkt. Es heißt, sie sei vom Stifter zum Aufenthalt für deutsche Künstler bestimmt. Hoffentlich ergeht es der Villa nicht wie manchen Künstlerhäusern, die allen möglichen Prozen und Repräsentationswütigen, nur nicht den Künstlern zugute kommen.

Vorwärts Buchdruckerei u. Verlaganstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.